

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Rössler, Beate
Autonomie

Ein Versuch über das gelungene Leben

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-58698-3

SV

Beate Rössler

Autonomie

Ein Versuch über das gelungene Leben

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

3. Auflage 2018

Erste Auflage 2017

© Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58698-3

Für Rebecca

*Me wherever my life is lived, O to be self-balanced for
contingencies*
(Walt Whitman)

Inhalt

Vorwort	11
Einführung: Autonomie im täglichen Leben	13
1 Was ist Autonomie?	
Eine begriffliche Annäherung	29
1. Bemerkungen zur Geschichte des Begriffs	30
2. Negative Freiheit, positive Freiheit, Autonomie	36
3. Bedingungen individueller Autonomie	43
4. Autonomie und vernünftige Pläne	57
2 Ambivalenzen	63
1. Verschiedene Formen der Ambivalenz	66
2. Ambivalenz als Krankheit des Willens	74
3. Ist der ambivalente Wille der gesunde Wille?	77
4. Das ambivalente Selbst	84
5. Ambivalenzkonflikte als Identitätskonflikte	88
6. Autonomie und die Akzeptanz von Konflikten	92
3 Autonomie und der Sinn des Lebens	95
1. Warum schätzen wir Autonomie?	98
2. Der zufriedene Sisyphus	102
3. Liegt in der Wunschbefriedigung der Sinn des Lebens?	104
4. Der objektive Sinn des Lebens	113
5. Mills Krise und der subjektive Sinn des Lebens	124
6. Wann entsteht die Sinnfrage?	128

4	Autonomie, Selbsterkenntnis und Selbsttäuschung	133
1.	Selbsterkenntnis und Selbstbestimmung	133
2.	Wie kann ich mich irren über mich selbst? Selbsttäuschung	140
3.	Wie kann Selbsterkenntnis scheitern? Fundamentale epistemische Verunsicherungen	155
4.	Das quantifizierte Selbst	168
5	Autonomie, Selbstthematization, Selbst- beobachtung: vom Tagebuch zum Blog	177
1.	Selbstbeobachtung, Selbstkontrolle, Reflexion	177
2.	Warum Tagebücher? Und welche Tagebücher?	188
3.	Autonomie im Tagebuch: Beispiele	195
4.	Blogs und die neuen Technologien der Selbstbeobachtung	216
5.	In welchem Rahmen steht Autonomie?	226
6	Autonom wählen und das gute Leben	231
1.	Die Frage nach dem guten Leben und der Perfektionismus	232
2.	Glück, Autonomie und Sinn	240
3.	Die Bedeutung des Wählens: Bedingungen einer autonomen Entscheidung	244
4.	Wer wählt eigentlich und in welchem Kontext?	251
5.	Entfremdung (und Authentizität)	257
6.	Tugend und Charakter	268
7	Das private Leben	281
1.	Warum Privatheit?	281
2.	Dimensionen des Privaten	283
3.	Informationelle Privatheit, soziale Beziehungen und Autonomie	290
4.	Autonome Personen in Beziehungen (1)	296

5. Autonomie und häusliche Privatheit: Autonome Personen in Beziehungen (II)	304
6. Privatheit und die demokratische Gesellschaft . .	313
8 Soziale Voraussetzungen von Autonomie	321
1. Was sind soziale Bedingungen?	322
2. Die soziale Konstitution von Autonomie	326
3. Autonomie, Ideologien und adaptierte Präferenzen	337
4. Gesellschaftliche Optionen und Gerechtigkeit . .	351
5. Zwischen Autonomie und Unterdrückung: Grenzfälle	357
9 Die Wirklichkeit von Autonomie	367
1. Autonomie ist keine Illusion	367
2. Die Bedeutung sozialer Praktiken	371
3. Gesellschaftliche Unfreiheit und implizite Vorurteile	377
4. Hinsichten moralischer Verantwortung	387
5. Autonomie und das gelungene Leben	393
Literatur	401

Vorwort

In diesem Buch geht es um Widersprüche oder Spannungen zwischen unserem Selbstverständnis als autonome Personen und den alltäglichen Erfahrungen eines nicht sonderlich selbstbestimmten Lebens. Dabei versteht es sich nicht als wissenschaftliche Abhandlung im strengen Sinn, sondern will auch solchen Leserinnen und Lesern zugänglich sein, die sich für Autonomie und das gelungene Leben interessieren, ohne Philosophie studiert zu haben. Deshalb habe ich versucht, das Buch im Ganzen anders zu schreiben als nur für philosophische Kolleginnen und Kollegen; dies ist mir in einigen Kapiteln leichter gefallen und gewiss besser gelungen als in anderen. Überdies verwende ich häufig ein inklusives »Wir«, das sich in der Hoffnung gründet, tatsächlich für die Personen zu schreiben, die dieses Buch in die Hand nehmen und sich in solch einem Wir wiederfinden könnten.

Mit dem Problem der Autonomie beschäftige ich mich seit vielen Jahren; während dieser Zeit hatte ich häufig Gelegenheit, Vorträge über die Themen dieses Buches zu halten – von den Diskussionen habe ich sehr profitiert und den Teilnehmerinnen und Teilnehmern danke ich für ihre Kritik und ihre Anregungen. Dank schulde ich jedoch vor allem den Freundinnen und Freunden und den Kolleginnen und Kollegen, die frühere Versionen von Kapiteln gelesen, und denen, die immer wieder geduldig mit mir über die vielfältigen Probleme diskutiert haben: Joel Anderson, Katharina Bauer, Gijs van Donselaar, James Gledhill, Eva Groen-Reijman, Elisabeth Holzleithner, Naomi Kloosterboer, Thomas Nys, Andrew Roberts, Kati Röttger, Holmer Steinfath und Henri

Wijsbek. Ihre konstruktiven Kommentare waren mir eine große Hilfe.

Gesondert nennen und gesondert danken will ich Robin Celikates und Stefan Gosepath, die durchgehend ausgesprochen kritische Leser waren. Zusammen mit Catriona Mackenzie und John Christman gehören beide überdies zu unserer Autonomie-Arbeitsgruppe, deren Treffen und Diskussionen jedes Mal sehr lehrreich für mich waren. Auch die langen Gespräche mit Catriona Mackenzie über Autonomie und den Sinn des Lebens – in Amsterdam und Sydney ebenso wie in der australischen Wüste – haben mir immer wieder entscheidend geholfen.

Meinen Brüdern Martin Rössler und Johannes Rössler danke ich für den gewissenhaften Einsatz ihrer jeweiligen Expertise, Elke Rutzenhöfer für ihren Rat ebenso wie für ihre freundschaftliche Loyalität.

Große Teile dieses Buches sind in der philosophischen Bibliothek der Amsterdamer Universität entstanden: Sie bietet vor allem im Sommer einen wunderbar ruhigen Arbeitsplatz, und ich bin Lidie Koeneman zu großem Dank verpflichtet für ihre schnelle Hilfe bei bibliographischen Notfällen. Ganz zu Anfang hat mir Lara von Dehn mit technischen Details geholfen, den weitaus größten Anteil an der Überarbeitung aller Kapitel hat jedoch Johannes Sudau – ich danke ihm sehr für seine Sorgfalt ebenso wie für seine hilfreichen Übersetzungsvorschläge. Schließlich danke ich Eva Gilmer für ihre kritische Lektüre und für ihre zahlreichen Verbesserungsvorschläge und Philipp Hölzing für seine Geduld beim Abschluss des Buches.

Amsterdam, im Dezember 2016

Einführung: Autonomie im täglichen Leben

Dass wir autonom sind, davon gehen wir in westlichen, liberalen Gesellschaften im Allgemeinen aus. Wir halten es für eine Selbstverständlichkeit, dass wir das Recht haben, autonome Entscheidungen zu treffen und ein selbstbestimmtes Leben zu leben; und wir glauben, dass wir die Fähigkeiten haben, ein solches Leben zu leben, darüber nachzudenken, was wir tun und wie wir leben wollen, und dies dann auch in die Tat umzusetzen. Das schätzen wir auch: Denn ein Leben, in dem ich existentiell wichtige Dinge gegen meinen Willen, gegen meine eigenen Entscheidungen tun und leben müsste, ein heteronomes Leben in diesem Sinn könnte niemals ein gelungenes, ein gutes Leben sein.

Autonomie ist – insbesondere seit der Philosophie Kants – ein Grundthema der Philosophie: So gibt es in der gegenwärtigen Theorienlandschaft auf der einen Seite normative Theorien, die detaillierte – häufig idealisierte – Bedingungen beschreiben, unter denen ein autonomes Leben möglich ist; und natürlich auch Theorien, die die Problemlosigkeit eines autonomen Lebens behaupten. Doch auf der anderen Seite finden sich fundamentale Zweifel an der Möglichkeit und dem Sinn von Autonomie, etwa in Positionen, die die Undurchführbarkeit des autonomen Lebens zu beweisen suchen, indem sie uns vor Augen führen, wie sehr jeder und jede von uns in nicht gewählten Abhängigkeiten lebt. So ist Autonomie zwar moralisch und rechtlich grundlegend für unsere Gesellschaften; doch was dies genau für unser autonomes Leben bedeutet, bleibt häufig unklar. Das wirft die Frage auf, wie sich ein plausibler Begriff von Autonomie zwischen den de-

taillierten normativen Theorien und Verteidigern einerseits und den fundamentalen Zweiflern andererseits entwickeln und begründen lässt. Interessant ist dabei nämlich, dass sich beides, der normative Begriff ebenso wie der grundlegende Zweifel, aus der Perspektive der autonomen Person selbst beschreiben lässt – und dann geht es nicht mehr nur um zwei sich gegenüberstehende Theorien, sondern um die *Spannung zwischen unserem normativen Selbstverständnis und unseren alltäglichen Erfahrungen*.

Obgleich wir also zumeist einfach von der Möglichkeit ausgehen, ein selbstbestimmtes Leben führen zu können, gibt es zahllose Aspekte unseres Lebens und Situationen, die wir gerade nicht gewählt haben, bei denen wir uns fragen, wie es so kommen konnte, bei denen wir das Schicksal oder auch, simpler, unsere Unvorsichtigkeit beschuldigen. Die Möglichkeit, das Gelingen ebenso wie die Unmöglichkeit, das Misslingen von Selbstbestimmung gehört zu unseren alltäglichen Erfahrungen. Die Gründe dafür, warum mit der Idee von Autonomie jene *Spannung* verbunden ist, sind indes ganz unterschiedlich. Auf der einen Seite lässt sie sich beschreiben als eine zwischen dem individuellen Streben nach Selbstbestimmung und dem Geschehen, das immer schon stattfindet, das einfach passiert und uns vor vollendete Tatsachen zu stellen scheint. Auf der anderen Seite ist diese Spannung spezifischer eine, die unsere Verankerung in soziale Beziehungen betrifft und die daraus erwachsenen Verpflichtungen und Ansprüche anderer, von denen wir uns nicht freimachen können, nicht freimachen wollen, aber die doch häufig subjektiv als ein Misslingen von Autonomie begriffen werden können.¹

1 Es geht mir hier jedoch nicht um das mutmaßlich bei Kant zu findende Paradox der Autonomie, das behauptet, das Ideal selbst ließe sich gar nicht erst widerspruchsfrei artikulieren; ich komme hierauf zurück; vgl. etwa die Beiträge in Khurana, *Paradoxien der Autonomie*;

Diesen so skizzierten unterschiedlichen Formen des Widerstreits zwischen der Möglichkeit und der Unmöglichkeit von Selbstbestimmung, zwischen der Idee und dem täglichen Leben will ich in diesem Buch aus verschiedenen Perspektiven nachgehen. Individuelle Selbstbestimmung oder Autonomie ist als normatives Ideal konstitutiv für unser Selbstverständnis ebenso wie für unsere Idee von Recht und Politik; individuelle Selbstbestimmung jedenfalls in dem Sinn, dass wir darüber nachdenken können, was wir *wirklich* wollen im Leben, dass wir uns reflektierend zu unseren Wünschen und Überzeugungen verhalten können. Dass diese Autonomie häufig im Alltag nicht erreicht werden kann, aus welchen Gründen nicht und in welchen Kontexten nicht, und warum diese Schwierigkeit trotzdem nichts an der Notwendigkeit und Überzeugungskraft von Autonomie ändert, dies sind die Grundthemen dieses Buches.

Man kann diese Spannung zwischen unserem Streben nach Autonomie und unseren alltäglichen Erfahrungen mittels der Literatur verdeutlichen: Denn gerade hier, bei der Phänomenologie unserer Alltagsverstrickungen, können uns literarische Texte bei der Deutung häufig besser helfen als die Philosophie. Die Autorin, die ich hier zunächst zu Rate ziehen will, ist Iris Murdoch, zugleich Schriftstellerin und Philosophin.²

So ist es nicht. Man schaut nicht einfach hin und wählt etwas und schaut, wo man hingehen könnte, man steckt immer schon bis zum Hals in seinem Leben, oder ich zumindest. Man kann nicht schwimmen in einem Sumpf oder im Treibsand. Erst wenn mir die Dinge passieren, weiß

vgl. kritisch gegenüber diesem angenommenen Paradox Kleingeld/Willaschek, »Kantian Autonomy without Self-Legislation of the Moral Law«.

2. Viel gelernt habe ich von Antonia Byatts Buch über die Romane Iris Murdochs, *Degrees of Freedom*.

ich, was ich offenbar wollte, nicht davor! Ich begreife es erst, wenn es keinen Weg zurück gibt. Es ist ein Durcheinander, ich verstehe es nicht einmal selbst.³

Dieser Hilferuf aus dem Chaos des Lebens, dieses Ringen mit der Idee der Bestimmbarkeit des eigenen Lebens ist ein zentrales Thema der Romane Murdochs. Die Wirklichkeit, in der wir immer schon bis zum Halse stecken, ist, so schreibt sie, »grundsätzlich unverständlich«; und an anderer Stelle heißt es: »Die Botschaft lautet: Alles ist zufällig. Es gibt keine tiefen Fundamente. Unser Leben stützt sich auf Chaos und Geröll und alles, was wir versuchen können, ist, gut zu sein.«⁴

Chaos und Geröll bilden den Gegensatz zu Selbstbestimmung und Begründbarkeit: Dies ist zunächst ein Verweis auf die schicksalhaften Zufälle des Lebens, die Murdochs Protagonisten häufig so unheilvoll und verzweifelt in die Unordnung des Lebens stürzen und verwickeln. Diese Zufälligkeiten bringen den Mangel an Planbarkeit des eigenen Lebens zum Ausdruck, werden als überwältigende Macht erfahren, als Umstände, mit denen wir im Laufe unseres Lebens konfrontiert werden oder die wir immer schon einfach hinnehmen müssen. Es ist diese Spannung, die ich oben als erste beschrieben habe, zwischen der Idee der Selbstbestimmung und dem Gefühl, immer schon vor vollendete Tatsachen gestellt zu sein. Dabei hat Murdoch nicht so sehr die Zufälligkeiten von Geburt und Herkunft vor Augen, sondern diejenige sozialer Verstrickungen, mit denen wir im Laufe unseres erwachsenen Lebens konfrontiert werden, in der Form unvorhergesehener, unseliger Ereignisse oder auch in der Form

3 Murdoch, *Nuns and Soldiers*, S. 367. Wenn keine deutschsprachigen Quellen angegeben werden, stammen sämtliche Übersetzungen in diesem Buch von mir, B. R.

4 Linda Wertheimer, »All Things Considered«.

der Konsequenzen unseres eigenen Handelns, die wir so nicht absehen konnten und jedenfalls so nicht wollten und die wir (deshalb) häufig als schicksalhaft erleben.

Betrachten wir, zum Beispiel, Hilary Burde, den Protagonisten in Murdochs Roman *A Word Child*. Hilary Burde stammt aus sehr kleinen, geradezu armseligen Verhältnissen und hat sich durch seine besondere Sprachbegabung hocharbeiten können: Er wird Student in Oxford, gewinnt jeden nur möglichen Preis, macht ein glänzendes Abschlussexamen und wird Fellow an einem der Colleges. Dann verliebt er sich in die Frau seines Gönners und Doktorvaters, Anne Jopling, die beiden haben eine leidenschaftliche Affäre. Sie endet mit einem Autounfall, an dem Hilary schuld ist und bei dem Anne stirbt. Hilary muss, selbstverständlich, seine Stelle am College aufgeben. Zwanzig Jahre später – Jahre, die er als kleiner Beamter in einer unbedeutenden Londoner Behörde, in einem tristen Leben verbracht hat – trifft er auf seinen damaligen Doktorvater Jopling, der mittlerweile wieder geheiratet hat. Wieder verliebt er sich, vollständig gegen seine eigenen Absichten, in dessen Frau, Kitty. Wieder kommt es zu intimen Begegnungen, wieder endet es mit einem Unglück und mit dem Tod der Frau.

Warum dies für den Kontext des Zweifels an der Planbarkeit des eigenen Lebens interessant ist, beschreibt Murdoch mit den Worten von Hilary Burde in einer Passage:

Und doch geschehen Menschen solche Dinge, werden Leben so ruiniert, verdorben und düster und unwiderruflich zerstört, werden falsche Abzweigungen genommen und beharrlich verfolgt, und die, die nur einen Fehler machen, richten auch den Rest zugrunde, aus Wahn oder vielleicht aus Groll.⁵

5 Murdoch, *A Word Child*, S. 221 (»Yet such things happen to men,

Die Ereignisse, mit denen Burde konfrontiert wird, sind geradezu übertrieben schicksalhaft, scheinen nicht in seiner Hand zu liegen, zeigen Zufälle, die ein bestimmtes, ein selbstbestimmtes Leben deshalb verunmöglichen, weil gänzlich unklar wird, was eigentlich noch autonome, authentische Entscheidungen unter solch katastrophalen Bedingungen sein sollen, was eigentlich Handeln, mit Zielen und Plänen, heißen sollte. »Und doch geschehen Menschen solche Dinge« – Dinge, die uns passieren, bilden gerade das Gegenteil der Aspekte des Lebens, die wir selbst bestimmen.

Doch die Sache mit dem Schicksal, auch das suggeriert Murdoch, ist nicht so einfach. Der Philosoph und Psychoanalytiker Jonathan Lear schreibt: »Das Eigenartige am Schicksal ist, dass es auf keine Seite der Trennung zwischen Ich und Nicht-Ich richtig passt.«⁶ Inwieweit diese Ereignisse nicht also *auch* unserem eigenen Handeln, unseren eigenen schwierigen und komplexen Identitäten geschuldet sind, bleibt auf beunruhigende Weise offen. Der Zwang zur Wiederholung beispielsweise, kann vielleicht doch in höherem Maße, als Hilary Burde dies sieht und gerne sehen würde, seinen eigenen Obsessionen zugeschrieben werden. Nun sind ohnehin diese außergewöhnlichen Zufälle – leidenschaftliche Affären, tragische Unglücke, katastrophische Wiederholungen – nur die eine Seite. Die andere, wichtigere Form von Kontingenz – oder schlechter Planung – ist die ganz gewöhnliche, vertraute, die die Protagonisten auf unterschiedliche und lehrreiche Weise in ihr je persönliches unaufgeregtes Chaos, in ihren jeweiligen persönlichen, ganz normalen Alltag verwickelt und

lives are thus ruined, thus tainted and darkened and irrevocably spoiled, wrong turnings are taken and persisted in, and those who make one mistake wreck all the rest out of frenzy, even out of pique.«); vgl. auch S. 126.

6 Lear, »The Freudian Sabbath«, S. 235.

bindet. Und es ist vor allem diese alltägliche Problematik, mit den eigenen Entscheidungen, Absichten, Wahlmöglichkeiten, sozialen Beziehungen und sozialen Verpflichtungen reflektiert und vernünftig umzugehen, die ein skeptisches Licht auf die Reichweite von Selbstbestimmung wirft.

Besonders deutlich wird dieses »fatalistische Gefühl der Hilflosigkeit«, wie Murdoch sagt, bei einem anderen ihrer unglücklichen Protagonisten, nämlich bei John Rainborough, einem mittleren Beamten in einer dubiosen staatlichen Verwaltungsstelle, aus Murdochs Roman *Die Flucht vor dem Zauberer*.

Rainborough saß in seinem Wohnzimmer und versuchte sich durchzurufen, Agnes Casement anzurufen. Er hatte versprochen, sie am Nachmittag anzurufen, aber er schob es immer wieder auf. Jetzt wurde es langsam gleichermaßen notwendig wie unmöglich, dass er es sofort tat; und während er darüber nachdachte und ein Problem metaphysischen Ausmaßes daraus machte, bekam er ein Bild seines ganzen Lebens vorgehalten. Rainborough war jetzt nämlich mit Agnes Casement verlobt. Wie das passiert war, konnte er nicht so recht sagen. Es war aber passiert, dachte er entschlossen, ganz unausweichlich. So viel war sicher. Muss mich meinen Verpflichtungen stellen, dachte Rainborough vage, während sein Blick auf dem Telefon lag. Brauche Ballast. All dieses Umherziehen zu nichts nütze. Muss mich im Leben wurzeln. Kinder und so weiter. Ehe genau was ich brauche. Muss Mut haben, mich festzulegen, ist natürlich schmerzvoll. Aber wirklich das Allerbeste. Dies ist mein Weg, ich hab's die ganze Zeit gewusst.⁷

Rainboroughs Reflexionen kommen zu spät: Er steckt schon mitten in einem Durcheinander, von dem ihm nicht völlig

7 Murdoch, *Die Flucht vor dem Zauberer*, S. 339.

klar ist, wie er hineingeraten ist; das fatalistische Gefühl von Hilflosigkeit führt zu Ex-post-Rationalisierungen (»Muss mich im Leben wurzeln. Kinder und so weiter. Ehe genau was ich brauche«), die natürlich nicht sonderlich authentisch sind, weil sie Entscheidungen nur vortäuschen und Wünsche fantasieren, die jedenfalls nicht vollkommen die eigenen sind. Rainborough weiß offensichtlich, dass er sein Leben auch und gerade *in* diesen sozialen Beziehungen bestimmen, dass er handeln müsste. Aber er tut es nicht. Dafür ist es immer schon zu spät.

Nun könnte man einwenden, dies zeige einfach einen Mangel an Reflexion und Vernunft, also ein schlichtes Versagen der bürgerlichen oder kleinbürgerlichen Akteure Murdocks. Es seien Personen, die scheitern, weil sie dem ihnen selbst sehr wohl *möglichen* Standard nicht entsprechen. Dieser Standard von Reflexion und guten Handlungsgründen, von Entschlusskraft und Willensstärke sei keineswegs zu anspruchsvoll, ihm könnten im Prinzip alle durchschnittlich vernünftigen Personen genügen, und täten sie es nicht, sei es ihr Versagen. Es seien Akteure, die sich selbst nicht gut genug kennen, obwohl sie dies könnten, wenn sie sich hinreichend Mühe gäben; die von sich selbst entfremdet, nicht eins mit sich, nicht authentisch seien – obwohl sie dies könnten.

Doch dieser Einwand greift zu kurz, ist jedenfalls nicht die ganze Wahrheit: Denn die lebensnahe Verstricktheit der Protagonisten und Protagonistinnen zeigt, dass die Konfrontation mit den Kontingenzen und sozialen Komplikationen des eigenen Lebens durchaus zu einem berechtigten Zweifel an dessen Bestimmbarkeit führen kann. Es ist gerade die Alltäglichkeit der Akteure und ihres Erlebens, die das Gelingen der Selbstbestimmtheit des Handelns in Frage stellt. Denn wenn es nicht meine Entscheidungen sind, wenn es nicht mein Handeln ist, das mein Leben bestimmt, sondern Zufälle und Unbestimmtheiten, soziale Bindungen und Beziehun-